

CARLOS GUILLIARD

DAS  
VERSCHOLLENE  
ERBE DER  
**WERTHEIMS**



DIE GESCHICHTE MEINER  
DEUTSCH-JÜDISCHEN FAMILIE

»So glücklich wie ich, rief er aus', gibt es keinen Menschen unter der Sonne. Mit leichtem Herzen und frei von aller Last ging er nun fort.«

Gebannt lauschte eine Schar von fein herausgeputzten Kindern Rosalies Worten, die ihnen mit klangvoller Stimme das Märchen vom Hans im Glück vorlas. Sie war ganz in ihrem Element an diesem sonnigen Julimorgen in Lisperhausen, einem Dorf in der Nähe von Rotenburg an der Fulda. Die Sonne flirrte durch die Blätter der Linde im Hof der Wertheim'schen Ölmühle, es roch nach frisch gemähten Wiesen. Auf dem Schoß hielt Rosalie ihre jüngste Schwester Susette, die ein Jahr zuvor als achtes Kind der Ballins zur Welt gekommen war. Als älteste Tochter war ihr schon lange die Aufgabe zugefallen, sich um ihre Geschwister zu kümmern und ihre Mutter zu entlasten. Rosalie erfüllte diese Pflicht mit Hingabe, sie liebte Kinder und war im Umgang mit ihnen inzwischen fast so geübt wie eine Mutter. Deshalb hatte sie sich an diesem Tag gerne bereit erklärt, auf die Sprösslinge der Festgesellschaft aufzupassen, die sich im Betsaal der Ölmühle zur Beschneidungszeremonie des acht Tage alten Sohns von Minna und Meyer Wertheim versammelte. Der Ölmüller war ein Neffe von Josephs Vater Leiser Wertheim und über einige Ecken auch mit den Ballins verwandt.

Das Schicksal hatte es nicht immer gut mit ihm gemeint. Seine erste Frau war wenige Jahre nach der Hochzeit schwer erkrankt und bis zu ihrem Tod ans Bett gefesselt. Seine zweite Frau gebar ihm den ersehnten Sohn, doch auch dieses Kind wurde krank und starb im Alter von drei Jahren. Seine Brüder Theodor und Heinrich gediehen zum Glück prächtig, und auch den neugeborenen Hugo erwartete eine gute Zukunft.

»Gesegnet sei der, der da kommt«, wünschten ihm die Gäste der Zeremonie im Betsaal, ohne auch nur zu ahnen, von wie viel Erfolg das Leben dieses neuen Erdenbürgers später einmal gekrönt sein würde. Nachdem der Beschneider seines Amtes gewaltet hatte, sprach er den letzten Segensspruch: »Er wachse heran zur Thora, zur Ehe und zu guten Werken.« Seinen kleinen Finger tauchte er dabei zweimal in einen Weinkelch und benetzte den Mund des Babys mit einigen Tropfen. Mit diesem Ritual endete die Zeremonie, und die Gäste begaben sich zum großen Festmahl.

Die langen Tafeln im Speisesaal der Mühle waren festlich eingedeckt worden, mit weißen Damasttischdecken, silbernen Kerzenleuchtern, großen Wiesenblumensträußen und feinem Porzellan. Der Ölmüller Wertheim galt zwar nicht als reicher Mann, doch sein Gewerbefleiß hatte ihm zu bescheidenem Wohlstand verholfen. Auch die Festgäste zählten zu den bessergestellten Kreisen Rotenburgs. Die Herren trugen Frack, Seidenwesten und kunstvoll geknotete Krawatten, die Damen ausladende Reifröcke, bestickte Mieder und mit Blumen verzierte Schutenhüte. Bevor sie an den Tafeln Platz nahmen, überbrachten sie

dem kleinen Hugo Geschenke und spendeten, wie zu solchen Anlässen üblich, Geld für bedürftige Gemeindemitglieder.

Das Baby lag eingeschlagen in einem weißen, spitzenverzierten Stechkissen im Arm seiner Mutter, seine beiden Brüder hielt der Vater auf dem Schoß. Rosalie überreichte ihr Geschenk und musterte den schlafenden Säugling. Hugo sah so pausbäckig und rosig aus wie die meisten Neugeborenen, und doch schien ihr, als ob ihn etwas Besonderes umgab, etwas Geheimnisvolles, das irgendwie mit ihrer eigenen Zukunft zusammenhing. Das gleiche Gefühl war ihr auch gekommen, als sie seinen Bruder Heinrich zum ersten Mal betrachtet hatte, und viele Jahre später würde sie schmunzeln, wann immer sie sich daran zurückerinnerte.

Ihre Gedanken wurden vom hellen Klang der Glocke unterbrochen, die das Festmahl einläutete. Auf den Tafeln dampften Schüsseln mit Gemüse und Kartoffeln neben Töpfen mit Rindfleisch und Hühnersuppe. Wein- und Wasserkaraffen machten die Runde, Brot wurde gereicht, und bald war der Saal erfüllt vom Duft der Speisen und dem Lachen der Gäste.

Rosalie saß am Tisch der Kinder und wachte mit Argusaugen darüber, dass sich die Schar beim Essen ordentlich benahm. Besonders streng im Visier hatte sie ihre Brüder Jacob und Nathan, sechs und sieben Jahre alt, denen es zu Hause diebisches Vergnügen bereitet, die Tischmanieren außer Acht zu lassen. An diesem Tag waren die beiden aber ausnahmsweise brav, wohl wissend, dass Rosalie ihnen anderenfalls die verlockenden Nachspeisen verbieten würde.

Am Nebentisch unterhielt sich Josephs Mutter Merle Wertheim lebhaft mit Rosalies Mutter Henriette Ballin. Merle beklagte sich über den Schadchen Isaak, jenen unglückseligen Heiratsvermittler, dem es einfach nicht gelingen wollte, eine akzeptable Partie für ihre 19-jährige Tochter Emilie zu finden.

»Nicht einen einzigen jungen Mann aus gutem Haus hat er uns herangebracht, obwohl ihre Mitgift doch ganz passabel ist«, seufzte Merle. »Neulich kam er sogar mit einem älteren Witwer daher, der bereits vier Kinder hat.« Henriette lächelte verständnisvoll, gab aber zu bedenken, dass die Lage auf dem Heiratsmarkt momentan so schwierig sei wie nie:

»Wie sollen die vielen Mädchen denn auch einen Mann finden, wenn die jungen Herren scharenweise nach Übersee auswandern.«

»Da hast du recht.«, erwiderte Merle. »Hoffentlich werden die Zeiten bald wieder besser, sonst müssen wir unsere jungen Damen auch noch nach Amerika schicken.«

»Ach übrigens, hast du schon etwas von Joseph gehört?«, fragte Henriette Ballin.

Rosalie zuckte zusammen, als dieser Name fiel. Seit dem Tag seiner Abreise hatte sie nicht mehr an Joseph gedacht. Sie hatte seine Abschiedsworte von einer Minute zur anderen aus ihrem Gedächtnis getilgt und ihr unbeschwertes Mädchenleben weitergeführt, als wäre nichts gewesen. Sie hatte mit ihren Geschwistern gespielt, Gesangsstunden genommen, ihr letztes Schuljahr erfolgreich abgeschlossen und sich auf den bevorstehenden Privatunterricht gefreut. Und jetzt, wie aus dem Nichts, klang ihr Josephs geflüstertes Versprechen wieder im Ohr. Rosalie wurde flau im Magen. Wie durch eine Wattesicht hörte sie Merles Antwort: »Nein, ich habe noch keine Nachricht von Joseph. Hoffentlich geht es ihm gut.«

»Land«, dröhnte eine Stimme, »Land voraus!!« Erst glaubte Joseph zu träumen, aber rasch wurde er sich der allgemeinen Unruhe bewusst, die sich unter den Passagieren im Zwischendeck ausbreitete. Er rüttelte Lukas wach und schälte sich aus der engen Koje, die er sich mit ihm und zwei anderen Männern teilte. Joseph stieg auf das Oberdeck und lief an den Bug der *Charlotte*, wo sich schon Trauben von Menschen drängten. Gerade war die Sonne aufgegangen, und am Horizont zeichnete sich ein schwacher blauer Landstreifen ab. Amerika!

Einundsechzig Tage waren vergangen, seit das Schiff in Bremerhaven den Anker gelichtet hatte. Anfangs war der Dreimaster zügig durch die Nordsee und den Ärmelkanal geglitten, vorbei an der englischen Küste bis nach Spanien hinunter. Auf dem offenen Atlantik aber hatten sich drückende Flauten mit heftigen Stürmen abgewechselt und die Fahrt verzögert. Wenn der Regen peitschte und die Wellen über Bord schlugen, kauerten fast zweihundert Menschen eng zusammengepfert in der feuchten und stickigen Enge des Zwischendecks zusammen, mehrheitlich Männer, aber auch viele Frauen und Kinder. Nur vier Passagiere hatten sich die teure Kajüte leisten können. Alle anderen verbrachten die Nächte dicht an dicht auf ihren Strohsäcken in den aus rohen Brettern gezimmerten Kojen. An den windstillen Tagen hatten die Auswanderer auf dem Oberdeck herumgelungert, manche hatten gelesen, andere gewürfelt, gesungen, geangelt oder apathisch in die bleierne Langeweile aus Himmel und Wasser gestarrt. Bei stürmischer See hatte sich Joseph oft auf das Deck nahe der Luke gesetzt und sich mit einem Seil um den Bauch an einen Haken festgebunden. Nur so konnte er, wenn auch klatschnass, dem Geschrei der Kinder, dem Gestank von Erbrochenem und den lautstarken Gebeten der Mitreisenden entkommen.

Zwei Monate lang hatte es nichts anderes als dünnen Kaffee, Schiffszwieback, Bohnen, Erbsen, Sauerkraut und salziges Pökelfleisch zu essen gegeben, ganz selten auch mal eingelegte Pflaumen oder Sirup. Aber all diese Entbehrungen und Strapazen hatte Joseph stoisch hingenommen. Er hatte sein Ziel klar vor Augen, und jetzt, nach 3600 Seemeilen, war es endlich zum Greifen nahe.

Das Schiff passierte die grüne Küste von Long Island und näherte sich, begleitet von einem nordamerikanisch beflaggten Lotsenschoner der Hafeneinfahrt von New York. Je näher der Kai kam, desto hektischer wurde es an Bord. Das erste Ruderboot brachte den Arzt aufs Schiff, der den Gesundheitszustand aller Passagiere zu inspizieren hatte. Danach kamen die Zöllner und kämmten das Gepäck auf illegale oder zollpflichtige Ware durch. Und kaum war das Schiff vor Anker gegangen, schlug die Stunde der »Runner«. Joseph hatte von diesen Hafengaunern gehört, die wie Schmeißfliegen über ahnungslose

Neuankömmlinge herfielen, um ihnen Übernachtungen, Bahnfahrkarten, Geldwechsel, Arbeitsvermittlung oder Ackerland anzudrehen – zu schamlos überteuerten Preisen. Die schnellsten und vorlautesten Runner hatten ihren Opfern bereits mit gespielter Hilfsbereitschaft das Gepäck aus den Händen gerissen und sich damit aus dem Staub gemacht. Den verstörten Neuankömmlingen blieb nichts anderes übrig, als ihren »Helfern« hinterherzueilen und sich auf deren windigen Geschäfte einzulassen. Jetzt griff einer dieser Ganoven auch nach Josephs Koffer. »Stop it!«, herrschte der junge Wertheim ihn an und schlug dessen Hand zurück. Der Runner grinste ihn spöttisch an und wandte sich den nächsten Passagieren zu. Joseph beeilte sich von Bord zu gehen, mit dem verdatterten Lukas im Schlepptau.

Tempo, Tempo, Tempo, dachte er mit einem Anflug von Euphorie. Das ist das Einzige, was hier zählt. Wer in New York überleben will, muss schnell sein. Und ein bisschen skrupellos. Ja, genau das war es, jenes atemlose, vorwärtstreibende Lebensgefühl, das Joseph in seinen hoffnungslos schwerfälligen und engstirnigen Heimatgefilen so schmerzlich vermisst hatte.

Als Joseph zum ersten Mal einen Fuß auf amerikanischen Boden setzte, glaubte er, die Erde unter ihm würde wanken. Dabei war er es selbst, der wie ein Betrunkener über die Straße torkelte. So fühlte sich also der berüchtigte Matrosengang an, dachte Joseph und bemühte sich vergeblich, einigermaßen geradeaus zu gehen. Lukas erging es nicht anders, also liefen die beiden jungen Männer erst einmal sich gegenseitig stützend langsam am Landeplatz von Castle Garden hin und her. Hier, an der Südspitze von Manhattan bot sich eine grandiose Aussicht auf das Gewimmel der Schiffe in der Hudson-Mündung. Dampfschiffe, Ruderboote, Lastkähne und Segeljollen kreuzten unablässig im Hafen umher und brachten Fracht und Passagiere nebst den berüchtigten Runnern an die Landeplätze. Dort luden sie die Habe der Emigranten auf einspännige Pferdekarren und entschwanden unter großem Geschrei in Richtung der anrühigen Agenturen, Gasthäuser oder Wechselstuben.

Joseph und Lukas hatten nur zwei Koffer dabei, deshalb machten sie sich immer noch leicht schwankend zu Fuß auf den Weg zum Deutschen Agentur-Comptoir in der nahen Greenwich Street. Nach wenigen Stunden verließen die beiden jungen Männer die Vermittlungsstelle für deutsche Auswanderer, ausgestattet mit einem Quartier und zwei Arbeitsplätzen. Lukas würde einem Schuster zur Hand gehen, Joseph in einem Zigarrengeschäft aushelfen, und gemeinsam würden sie eine Dachkammer im Haus einer deutschstämmigen Familie bewohnen. Die beiden Auswanderer machten sich ohne Umwege auf den Weg dorthin in der mehr als verständlichen Hoffnung, sich nach mehr als sechzig Tagen Katzenwäsche mit Meerwasser endlich wieder mit Süßwasser und Seife richtig sauber schrubben zu können.

- - -

Josephs täglicher Weg zum Tabakladen führte über den Broadway, jener zentralen Verkehrsader New Yorks, die am südlichen Ende mit verkommenen Holzhäusern,

Spelunken und Bordellen begann und nach Norden hin immer vornehmer wurde, bis sie die noble Fifth Avenue kreuzte, wo die blumenberankten Villen der Millionäre standen. Am lebhaftesten war der kilometerlange Boulevard zwischen der Canal Street und der Hudson Street. Über das Pflaster rollten unablässig hoch beladene Lastkarren, elegante Equipagen und blank polierte Omnibusse, die von Pferdegespannen gezogen wurden. Vor den Schaufenstern der stattlichen Backsteinhäuser flanierten Ladys mit Sonnenschirmchen und auffälligen Roben in allen Regenbogenfarben. Herren mit Frack und Zylinder eilten zu ihren Geschäftsterminen oder trafen sich zum Plausch vor der weißen Marmorfassade des exquisiten St. Nicholas Hotels. Dieser sechsstöckige Prachtbau mit nicht weniger als tausend Zimmern erstreckte sich über den gesamten Straßenzug zwischen Broome Street und Spring Street. Das neu eröffnete Haus galt nicht nur als das größte Hotel der Welt, sondern auch als das modernste. Die Presse rühmte die bahnbrechende technische Ausstattung mit Gaslampen, Dampfheizung und einem elektrischen Rufsystem in allen Zimmern. Für Schlagzeilen sorgte auch eine andere Innovation. Als erstes Hotel der Welt bot St. Nicholas eine Hochzeitssuite für Frischvermählte an, üppig ausgestattet mit einem ausladenden Himmelbett, kostbarem Stuck, weißen Satinvorhängen, funkelnden Kristallkerzenleuchtern und allen möglichen anderen Requisiten für eine unvergessliche Hochzeitsnacht.

Nichts drückte das Lebensgefühl am Broadway besser aus als dieses Prachtetablisement: Hauptsache Protz und Prunk, Glitzer und Glamour, Show und Amusement, Luxus und Lustbarkeit.

Doch gleich um die Ecke der grellbunten Flaniermeile, in den engen Nebenstraßen, wuch dieses Flair der grauen Monotonie des mühseligen Arbeitsalltags. Hier waren die Geschäfte schäbig, die Gassen staubig und die Mienen ernst. In eine solche Nebenstraße bog Joseph jeden Tag ab. Und jedes Mal wenn er den Tabakladen aufschloss, in dem er arbeitete, überkam ihn ein quälendes Gefühl der Langeweile. Den ganzen Tag Zigarren oder Pfeifentabak über den Tresen zu schieben, dafür brauchte es weder sein Hirnschmalz noch seinen Arbeitseifer. Die Kunden waren zumeist einsilbig, der Chef, sofern er sich blicken ließ, hektisch und barsch. Im Stillen beneidete Joseph seinen Reisegefährten Lukas darum, dass er sein handwerkliches Geschick als Schuhmacher tagtäglich ausleben konnte. Er hingegen zählte jeden Tag die Stunden bis zum Feierabend und fühlte sich hoffnungslos unterfordert. In solche trüben Gedanken versunken fiel Josephs Blick eines Tages auf eine Werbefigur im Schaufenster des Ladens. Sie war aus Blech geformt – ein lachender Mulatte mit Turban, der in der rechten Hand eine dicke Zigarre hielt. Und plötzlich kam dem technikbegeisterten jungen Wertheim eine kühne Idee.